

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
**Band:** 11 (1921)  
**Heft:** 47  
  
**Artikel:** En alti verschüpfti Tante  
**Autor:** Gfeller, K.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-646292>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 17.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## En alti verschüpfti Tante.

Erinnerunge vo-me-ne Brunnegässer. Von R. Gfeller.

„E wär mag jich o das si? I chüschte scho lang dran ume; s'isch doch merkwürdig, so viel Lüt wt-n-i hie z'Bärn lenne, u doch möcht i mi nid erimere!“

Wie heist sie ächt o, die guete Tante, u wo wohnt sie? das nimmt mi jich gwüß wunder!, wird Mänge säge.

„Ja, gället, so cha's eim gah, aber heit jich nume-n-es Biheli Geduld, so merket d'r de grad, wän i in Aug ha, wo sie daheime-n-isch u wie se d'r Pfarrer tauft het!“

We me vom Zytglogge dür d's Ziebeleegässli abelaufst, so chunt me ne paar Schwitt wyter unde i ne Gäß, die, i chönnt es Gwett mache, viel Lüt z'Bärn weder lenne, no je einisch gseh hei. I mekne-n-ü/i alti Brunnegäß, die ihre Name d'm erschte schiedliche Brunne, d'm sogenante „Schtetbrunne“ z'verdanke het, dä scho sit viele Jahrhundert z'underscht bim alte Schlachthus tief i me ne Loch gäge d'Schüttli us d'r Muur use schpudlet. Will die Gäß zimmlich absyts vom Hauptverkehr, das heist ganz a d'r üferschte Gränge vom Nordabhang liegt, so isch es dahär nid z'verwundere, we die Bewohner vo andere Gasse höchst fälte, oder gar nie dä Wäg nshla, oder es figi de, daß sie us irged e me Grund derzue zwunge si.

Was eim dört bsunders uffällt, isch die alti, ängi Bauart, a dere sit Mönsthegedänke nüt isch g'änderet worde; äbeso vermikt me das grade, regelmäzige Schtadtbild, das am obere-n-End Schtadtufwärts halbkreisförmig uslaufft. Wie g'seit, a Sehenswürdigkeite bletet die Gäß nüt bsunders, aber um descho meh het sie e groözi, historischi Vergangeheit hinder sech, wie nid grad eini vo ihre besser gschtrählte Schwöschtere.

So brichtet zum Byspiel d'Chronik, daß i alte Zyte fascht z'oberscht a d'r Gäß e sogenannti „Gländeherbärg“ soll g'schtande ha. Das Huus mueß i d'r Nächli vom Gähli u Tor g'schtande si, das zum Predigerchloster g'uehrt het, also unghär da, wo sich die fruecheri Altschuel, oder die jüzigi Chnabesekundarschuel befindet. Es ergit sich diese Zueschtand us e re Nöchnung vo 1451, i dere d's Huus mit Hinderhuus u Halde als am Steindrugg-Grabe liegend bezeichnet wird. Die ältlichste urkundlich Nachricht über diese Herberg d'r Frönde datiert vom Jahr 1286. I spätere Zyte het sie sech namentlich dene frönde Pilger zur Unterstützung und Beherbergung g'öffnet, die nach Sankt Jakob vo Compostell g'wallfahrtet si u het dahär o „Sankt Jakobshuus“ gheize. Die sit 1451 g'uehrte Nöchnunge, hüt no im Burgerpittel ufbewahrt, la dütllich uf e Zwäz vo d'r Gländeherbärg schließe. Dür e Schtadtbrand vo 1405 zerschtört, mues die Anstalt bald wieder ufgebaut worde si; d's Inventar vo 1412 git e Beschand vo 22 Bett a. Es Gabeverzeichnis im Jahr 1408 agleit, nennt d'r ältlichste Donator d'r Sedelmeischer Peter Buwli. D'Name d'r Huusmeischer vo 1396 bis 1551 si üs erhalte. 1472 het d'r alt Schöpfer si Zähnte z'Wahlere, z'Neledorf u z'Tierachere vergabt, um frömdi Sieche z'verzlege.

Dür Erkenntnis d'r Bernerhammere vom 27. Mei 1531 isch d'Uffhebung vo d'r Gländeherbärg u d'Vereinigung vo me ne Teil vo ihrem Vermöge mit d'm obere Schpital usgeschproche worde. D'Gländeherbärg, vereint mit d'm niedere und obere Schpital het sit 1721 d'r Burgerpittel biidet.

I ganz alte Zyte het üsi Schtadt nid so fescht, schtel-nige Bouete gha, wie zum Byspiel d's hüliche Schtadtbild zeigt. Mit wenizen-Usnahme si z'albisich nume hölzigi Hüüser, da gschande mit Schindle u loqar Schirindecher; daß e settigi liechti Bouart bi Brandusbruch überuus verhängnisvoll het chönne würfe, cha me sich guet vorsichstelle. Wie alti Chronike verzelle, isch es fei Sälteheit gli, daß mängisch ganzi Gasse-n- u Schtadtviertle e Roub

d'r Flamme worde si, ohni daß me d'm Föür hätt chönne Meischer wärde, will me z'albisich vo me ne guet organisierte Föürwehrwäse no gar nüt fennt het.



Der „Schtetbrunne“, unten an der Brunnegasse.

(Phot. Fuß, Bern.)

Die gröschti Föürsbrunnsch, die d'Schtadt Bärn je betroffe, het i d'r Nacht vom vierzähnte uf e füfzähnte Mei 1405 bis 600 Hüüser, unghär d'r vierte Teil i Schutt u Asche gleit. Nid gmueg, daß e große Teil vo d'r Bürgererschaft um Hab u Guet cho isch, hei bi däm schüüliche-n-Ereignis meh als hundert Pärsonen e schreckliche Tod i de Flamme gfunde u die wichtigste-n-Urkunde u Dokumant si leider d'rby g'grund gange.

Vom damalige Schtadtchronischt Konrad Zusinger vernähme mir, daß mitt's a d'r Brunnegäß uf d'r Schattjnte am Ahe-n-am Föüsi Föür usgange sig; e heftigi Bnse het d'Flamme wyter triebe, so daß scho nach e re Viertelstund alles bis zum Zytglogge vom Föür isch ergriffe worde. Vergäbe het me ghofft, daß d'r Grabe, dä die oberi Schtadt vo d'r undere trönnit het, wärdi d'm entfesselte-n-Element Schranke setze. D's Föür het sech mit Schnälligkeit über d'Hüüser d'r hütige Märkt-, Amtshuus- und Inselgäß verbreitet und so uf die überige Gasse d'r Schtadt; bis i d's Marziell abe isch alles ei Schutthuuffe gli. Under de-n-abbrönnete Gebäud het sich namentlich d's Franziskaner- oder Barfücherchloster mit sir Chille befunde, äbeso die alti Gfangeschaft (d'r jüzig Zytgloggeturm); nume d's Predigerchloster u d'Hüüser a d'r Ringmuur zwüsche de Tore si vo d'r Flamme verschont blicke.

Nächti Hülf isch de-n-Abbrönnete z'Teil worde vo dene-n-Orte u Landschaften, die bereits bärnisch worde si, sig es i Form vo Galdhyträge oder dür Arbeitsleistungen bim Abruume u Roubbau. D'Schtadt Freiburg het sich

vo Uswärtige hunders uszeichnet idäm sie under Uffsicht vo me ne Ratsmitglied 100 Ma e Monet lang uf eigeni Choschte bim Ufruume vom Schutt beschäftiget het.

Die unghüüri Schuttmasse het zur Ufffüllung vo däm vom Zintglogge nordwärts liegende Grabe dienet und isch somit hüt d'Underlag vom Chornhuusplatz; no i'z erinnere die Bezeichnungen „Grabpromenade“ u „Schüttli“ a die riesigi Ufffüllarbeit nach em große Brand vo 1405.

Zwüschem Predigergäßli schtadtwärts u d'm Domini-kanerchloschter a d'r jähige Züghausgäß, die z'älbi'ch d'ur e Schtadtgrabe vo ne-nand si trennt g'it, isch stierznt e schöni, schteinigi Brügg gläntende; sie isch im Jahr 1280 vom Brueder Humbertus vom Predigerorde erbaut worde u het dā Zwäz gha, de Schtadtbärner d'r Wäg i d's Choschter, das z'älbi'ch ußerhalb de Schtadtgränze gläge-n-isch, möglichst bequem z'mache. Nachdäm die Brügg fast 125 Jahr ihrem Zwäz dienet het, isch sie du nach em große Schtadtbrand vo 1405 mit em Schutt vo de-n-abbrönnte Häuser samt d'm Grabe zuedeckt worde. Bim Lege vo de Grundmuore vom große Chornhuus 1711 si dū i'z re gwüße Zieil no Ueberbäcchte vo d'r ehemalige Humbertusbrügg zum Vorschein cho.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Tabak und das Rauchen.

„Eine gute Zigarette ist halt doch ein auserlesener Genuß“, meint einer, indem er den duftenden Rauch einer „Walldorf“ einsaugt und seine blaue Ringlein unter dem Schnurrbartflaum hervorströkt.

„Ich lobe mir dagegen eine wahrhafte Zigarre, und wenn's schließlich auch nur ein gemeiner Stumpen ist“, meint ein älterer Kamerad. „Die Zigaretten sind für junge Herren und die Welschen, die finden großen Geschmack daran.“

„Ich wüßte nicht, warum nicht auch ein gelehrter Mann Freude an einer Zigarette...“

„Ja, da ist noch ein anderer Grund, mein Lieber: Das Papier. Der Rauch der Zigarettenhülle ist nämlich sehr ungesund.“

Nun mißt sich ein dritter ins Wort: „Was die Gesundheit anbelangt, so halten weder Zigarette noch Zigarre die Konkurrenz mit einem Pfeifchen aus. Unsere Vordern wußten von Glimmstengeln überhaupt nichts. Sie rauchten Pfeife; diese älteste Art des Rauchens, bei den Modernen ein bißchen verpönt, ist immer noch die gesündeste.“

Ähnliche Diskussionen können wir häufig hören, wenn Männer rauchend beisammen sind. Jeder wird natürlich finden, daß gerade seine Art des Rauchens die genussreichste sei. Man streitet sich auch über die „Gesundheit“ der verschiedenen Rauchobjekte. Wenn sich schließlich einer fragt, woher er wisse, daß z. B. die Zigaretten am schädlichsten für unsern Körper seien, so muß er sich oft eingestehen, daß die Quelle seiner Weisheit ganz und gar unwissenschaftlich, daß sie ein im Volksmund zirkulierendes Vorurteil ist. Niemand weiß dessen Entstehung zu erklären, jedermann zieht daraus Schlüsse und Folgerungen, wie es ihm paßt.

Das Tabakrauchen vermittelt der Pfeife ist die älteste Form des Rauchens. Als ihr durch die Zigarre und die Zigarette Nebenbuhler erwachsen, wurden durch Brotneid hervorgerufene schlechte Vorurteile über die sich die Welt erobernden Konkurrenten verbreitet. Das Zigarettenrauchen kam als neueste Erfindung folgerichtig am schlechtesten weg. Dennoch gehört zu den Idealen des jungen Mannes eine feine Zigarette.

Das Rauchen war zuerst bei den Indianern Sitte. Sir Walter Raleigh, ein Seefahrer, der zur Zeit der englischen Königin Elisabeth die Kolonie Virginien in Amerika gründete (1584), brachte das Tabakrauchen in seine Heimat und damit nach Europa. Man erzählt sich davon eine heitere Anekdote. Raleigh fröhnte seiner Lust im Ge-

heimen. Als er eines Tages über seinen Plänen saß und eifrig an der Pfeife sog, klingelte er seinem Diener. In seine Arbeit vertieft, vergaß er, das Rauchzeug wegzulegen. Der eintretende Diener sah dem Munde seines Herrn Rauchwolken entströmen. Zu Tode erschrocken lief er hinaus und schrie um Hilfe: Sir Raleigh brenne. Bereits qualme der Rauch zu Mund und Nase heraus. Raleigh mußte sich am Hofe verantworten. Die Folge davon war, daß alles, was sich zur Gesellschaft zählte, die Damen inbegriffen, das Rauchen durch eifriges Ueben in der ganzen europäischen Welt hoffähig machten. Was dem Herrn schmeckte, mußte auch für den Knecht eine Lust sein. So kam es, daß der Tabak sich rasch unter den gewöhnlichen Sterblichen verbreitete.

Es fehlt aber in der Geschichte nicht an Strömungen, die dahin zielen, das Rauchen durch Gesetze und Strafen einzudämmen oder ganz zu unterdrücken. So wurde z. B. in Bern 1661 ein ertappter Pfeifenraucher an den Pranger gestellt und obendrein zu einer empfindlichen Geldbuße verurteilt. Jeder hochweise Rat fand sich bemüht, Rauchverbote zu erlassen. Allein der Umstand, daß dem Tabak allerlei wunderbare Heilwirkungen zugeschrieben wurden (er sollte das Kopfweh vertreiben und ein vorzügliches Mittel gegen den Hunger sein) ließ ihn trotz aller Gegenmaßnahmen nicht mehr aus Europa vertreiben. Noch heute redet man ihm allerlei merkwürdige und oft sehr unwahrscheinliche Wirkungen nach. Verschiedene Literaten (z. B. Otto Ernst) behaupten, daß sie vom Tabak angenehm angeregt werden. Viele Schulmeister hierzulande wollen von dem dunkelbraunen Kraute nach den Stunden aufgeregter Arbeit mit andern Kräutchen wieder abgeregert werden. Erwachsene Töchter genießen parfümierte Zigaretten gegen das Zahnweh, während ihre gleichaltrigen männlichen Genossen den Brissagos dieselbe schmerzvertreibende Wirkung zuschreiben. Der Soldat liebt den Stumpen als „Nasenwärmer“, während sich der junge Leutnant mit Vorliebe damit brüstet, im Tag so und so viele Centimeier „Sargnägeln“ verräucht zu haben, um damit zu zeigen, daß er „etwas verleben“ kann.

Alle diese Eigenschaften des Tabaks beruhen auf Selbsttäuschung, wie uns Dr. J. Briker in seinem unlängst bei Orell Füssli erschienenen Büchlein „Der Tabak und das Rauchen“ mitteilt. Es ist mit der Heilkraft des Rauchens wie mit so vielen anderen „Arzneien“: der Glaube macht selig.

In seiner kurzen, klaren und für jedermann geschriebenen wissenschaftlichen Arbeit bedauert der Verfasser, daß in der Schweiz pro Kopf jährlich ca. 2½ Kg. Tabak verbraucht werden, weil der Raucher seinen Körper um einer schlechten Gewohnheit willen schädigt. Auch könnte man eine stattliche Fläche Landes, die heute zum Anbau der Tabakpflanzen verwendet wird, zu Gemüse- und Obstkulturen benutzen; denn die Erfahrung lehrt, daß jene nur auf gut gemästetem Boden gedeihen. Es ist schade, diesen zur Aufzucht eines unnützen Produktes zu mißbrauchen.

Der Analytiker findet den Tabak chemisch zusammengesetzt aus: 0,68—2,5% Nikotin (Mittel 2%), 0,1—1,5% Ammoniak (meist 0,5%), 0,25—3,3% Salpetersäure, 5,5 bis 6,7% Wasser, 10—25% Asche, sowie aus Spuren von Apfelsäure, Oxalsäure, Zitronensäure und ähnlichen organischen Verbindungen.

Das Rauchen, das in chemischem Sinne eine „Trockendestillation“ darstellt, läßt die oben genannten Bestandteile eine nicht unwichtige Veränderung erleiden. Sie kommt zustande unter der sich steigenden Temperatur, die der Verfasser durch einen interessanten Versuch festgestellt hat und auf einer Tabelle wiedergibt. „In eine Zigarette bohrt ich ein kleines Loch, in das ein Thermometer hineingebracht wurde. Der Abstand des Thermometers vom vorderen Ende der Zigarre, das angezündet werden sollte, war so gewählt, daß er 6 Centimeter betrug. Von Centimeter zu Centimeter wurden ganz feine, möglichst tiefe Deffnungen